

Muharem Bazdulj

# **Transit, Komet, Eklipse**

Aus dem Bosnischen  
von  
Klaus Detlef Olof

Seifert Verlag

Umwelthinweis:

Dieses Buch und der Schutzumschlag wurden auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt. Die Einschrumpffolie – zum Schutz vor Verschmutzung – ist aus umweltverträglichem und recyclingfähigem PE-Material.

traduki<sup>T</sup>

Die Herausgabe dieses Werks wurde gefördert durch TRADUKI, ein literarisches Netzwerk, dem das Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten der Republik Österreich, das Auswärtige Amt der Bundesrepublik Deutschland, die Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia, KulturKontakt Austria, das Goethe-Institut, die Slowenische Buchagentur JAK und die S. Fischer Stiftung angehören.

2. Auflage

Copyright © 2011 by Seifert Verlag GmbH, Wien

Umschlaggestaltung: Rubik Creative Supervision

Umschlagfotos: Klaus Rubik (Minarett), Helga Gridling (Mond über Ainet)

Druck und Bindung: Prime Rate GmbH

ISBN: 978-3-902406-74-3

Printed in Hungary

*Einen großartigen Beweis von der erbärmlichen Subjektivität der Menschen, infolge welcher sie alles auf sich beziehen und von jedem Gedanken sogleich in gerader Linie auf sich zurückgehn, liefert die Astrologie, welche den Gang der großen Weltkörper auf das armselige Ich bezieht, wie auch die Kometen am Himmel in Verbindung bringt mit den irdischen Händeln und Lumpereien.*

Arthur Schopenhauer

*Looking up at the stars, I know quite well  
That, for all they care, I can go to hell*

W. H. Auden

*And of the threads that connect the stars,  
and of wombs and of the father-stuff*

Walt Whitman



## *Transit*

*Menschen im Orient.*

*Sie leben unmittelbar. Auf Umwegen schreiten sie im Leben fort, wobei, scheint's, das Fortkommen selbst überhaupt nicht so wichtig ist wie gerade die Gangart, das, was man beim Gehen sagt, oder der Name, den man den Landschaften gibt, durch die man kommt.*

Ivo Andrić, *Zeichen am Wege*

### I

Am sechsten Juni des Jahres 1762 trat gegen Mittag auf dem Markt von Karnobat ein etwas seltsamer Zeitgenosse an Daniel Danon heran.

Es war nicht so, dass es nicht auch sonst alle möglichen Leute auf dem berühmten Markt von Karnobat gegeben hätte; es war nicht so, dass Daniel, dem Stambuler Spiegelhändler, nicht schon alle möglichen Wunder vor Augen gekommen wären; und es war bei Gott auch nicht so, dass er an diesem Tag seit dem Morgenrauen auch nur eine einzige ruhige Minute gehabt hätte.

Dem Fremden indessen war es gelungen, ihn zu überraschen.

Er war, so würde man schätzen, um die fünfzig.

Sein Haar war dicht, schwarz, strähnig; die Augen tief liegend; die Nase hakenförmig, groß; die Lippen gepresst und ziemlich dunkel, als würden sie eine verhaltene Sinnlichkeit verbergen; der Blick klug und prüfend.

Und hoch gewachsen war der Fremde, selbstbewusst, fast ein wenig überheblich.

Er musterte Daniels Spiegel, prüfte sie, wanderte herum.

Ihn störte der Marktlärm anscheinend nicht; er machte ihm nichts aus.

Dann hob der Fremde den Blick.

Er sah Daniel ins Gesicht und richtete das Wort an ihn.

Um die Mundwinkel des Kaufmanns begann es kaum merklich zu zucken.

Er hatte ihn verstanden.

Jetzt redete auch Daniel.

Er hatte den Balkan von Belgrad bis Izmir, von Travnik bis Saloniki durchwandert und slawische Wörter zur Genüge gehört und selber gesprochen.

Zwar klang die Sprache dieses Fremden irgendwie altertümlich, aber sie war verständlich.

Er fragte ihn, wo er seine Spiegel einkaufe, er erwähnte die Namen von Meistern und Städten, sprach von Quecksilber und Blei.

Daniel antwortete kurz, vorsichtig, mehr mit Gesten als mit Worten.

Und was hätte er auch sagen sollen, wenn der Fremde, das war klar, von Spiegeln mehr verstand als er.

So einer stellt sich keinen Spiegel an die Wand, dachte Daniel, der braucht ihn für andere Dinge.

Bald indessen hörte der Fremde auf, über die Spiegel zu sprechen, und begann, Daniel über die Stadt Karnobat auszufragen.

Ein richtiger Teufel war dieser Fremde, so als wüsste er, dass Daniels Mutter aus Karnobat stammte und dass er tatsächlich etwas über das Städtchen wusste.

Wie viele türkische und wie viele christliche Häuser

es gebe, fragte er ihn, wie viele Juden es gebe, und wann sie sich hier niedergelassen hätten, wer ihr Rabbiner und ob er gelehrt sei.

Daniel antwortete kurz, ein wenig unsicher, und der Fremde nickte mit dem Kopf.

Dann befragte er ihn über den Markt, über die Schafe, er fragte, wie weit es bis zur Festung Markela sei.

Danke, sagte der Fremde zum Schluss, wandte sich um und ging langsam davon.

Daniel begleitete ihn mit dem Blick.

Der Fremde entfernte sich mit sicherem Schritt.

Nirgends blieb er mehr stehen: weder beim Seifen- und Kerzenhändler noch beim Fleischer, trotz des verführerischen Duftes der scharf gewürzten Lukanka, noch an den Ständen mit Wolle und Kleidung.

Es war heiß.

Daniel wischte sich den Schweiß von der Stirn und dachte, dass dem Fremden offenbar nicht einmal die Hitze etwas ausmache.

Er verfolgte ihn mit dem Blick, bis am Horizont auch die letzte Spur seines Umhangs verschwunden war.

Was für ein seltsamer Pope, murmelte Daniel leise.

Der Fremde war in Wirklichkeit ein Jesuit.

Sein Name war Ruđer Bošković.

Durch Karnobat führte ihn der Weg auf seiner Reise von Stambul nach Petersburg.

Und er reiste in einer noch merkwürdigeren Gesellschaft, als er es selber war.

Seinetwegen hatten sie gerade in diesem Karnobat einen kurzen Halt eingelegt.

Ihn interessierte das Städtchen, ihn interessierte der Markt, ihn interessierte – einfach alles.

Und während er langsam zurückging zu seinen Rei-

segefahrten, bemühte er sich, alles Wichtige, was er gehört und gesehen hatte, im Gedächtnis zu behalten.

Im Gedächtnis, bis er es zu Papier bringen würde.

Sie waren erst vierzehn Tage unterwegs, aber Bošković hatte in seinem Tagebuch bereits Eintragungen zu Kanara (christliches Dorf, an die fünfzig Häuser), Fakija (christliches Dorf, achtundachtzig Häuser), Karabunar (Stadt mit sechshundert Häusern, türkischen wie christlichen) und Harmanli (Tatarendorf) gemacht.

Hier in Karnobat gab es also auch Juden.

Je mehr sich seine Eindrücke ordneten, desto stärker schritt er aus.

Hier habe ich gesehen, was zu sehen wert war, dachte Bošković, jetzt können wir weiterreisen.

Das Marktgewühl blieb hinter ihm.

Er näherte sich dem Rastplatz, auf dem ihn Botschafter Porter und seine Begleitung erwarteten.

James Porter war mehr als fünfzehn Jahren englischer Botschafter in Istanbul gewesen.

»Für mich ist Konstantinopel schöner als London«, sagte er oft zu seinen Freunden.

Und doch, nach fünfzehn Jahren hatte er beschlossen, in die Heimat zurückzukehren.

»In der Bibel meines königlichen Namensvetters«, hatte er einmal zu Bošković gesagt, »steht, dass uns der liebe Gott siebenzig Jahre zu leben geschenkt hat, beziehungsweise wie es dort genau steht, sechzig Jahre, und wenn es hoch kommt, noch einmal zehn.

In den ersten zehn Jahren sind wir uns nicht einmal bewusst, dass wir leben, und ich habe ein Viertel der von Gott geschenkten sechzig bereits unter den Türken aufgebraucht.

Es ist Zeit für mich zurückzukehren«, hatte Porter gesagt.

Bošković hatte aufmerksam zugehört, obwohl er wusste, dass Porters Entschluss weder mit der Bibel noch mit Nostalgie, noch mit Metaphysik zu tun hatte.

Porter wollte nach England zurück, weil seine Frau es so wollte.

Porter würde es nicht monatelang in der Heimat halten, davon war Bošković überzeugt, und Frau Porter würde schon Mittel und Wege finden, ihrer eigenen Heimat nahe zu sein.

Die Liebe zu ihrem Holland versuchte Beatrice Porter nicht einmal versuchsweise zu verbergen.

Bošković hatte nichts gegen Patriotismus, obwohl es für ihn viel eher vorstellbar war, dass jemand seine Stadt oder sein Dorf liebte, als gleich ein ganzes Land, aber auch Patriotismus musste seine Grenzen haben.

Auch Patriotismus durfte nicht die Lüge rechtfertigen.

Mein Dubrovnik ist mir teuer, teurer aber ist mir die Wahrheit, hätte Bošković sagen können.

Für Beatrice Porter hingegen waren bei der Demonstration ihres Patriotismus auch Lügen erlaubt.

Vielleicht sind es gar keine Lügen, sondern reines Nichtwissen, aber Bošković konnte es nicht mit Schweigen übergehen.

Er war Botschafter Porter dankbar gewesen für die Einladung, gemeinsam zu reisen.

Doch Dankbarkeit war für Bošković nicht gleichbedeutend mit schweigender Unterwerfung.

Beatrice und er standen auf Streitfuß miteinander.

Obwohl das Missverständnis rasch ausgeräumt war, war sich Bošković dessen bewusst, dass er der Frau des Botschafters nicht übermäßig sympathisch war.

Die Sache hatte ganz harmlos angefangen:

Man schrieb den 31. Mai.

Sie waren eine Woche gemeinsam gereist, und um die ungewöhnliche Karawane hatte sich allmählich eine Atmosphäre der Harmonie und gegenseitigen Wertschätzung herausgebildet.

Am frühen Nachmittag machten sie an einer kleinen Lichtung Halt, um zu rasten.

Beatrice war mit den Kindern beschäftigt, und Bošković und Porter sprachen über London.

Nach etwa zehn Minuten indessen fielen sie in Schweigen.

Sie standen sich nicht nahe genug, um dieses Schweigen als unangenehm zu empfinden.

Bošković ließ seinen Blick über die Lichtung wandern und schien erst jetzt die überwältigende Menge schöner bunter Tulpen zu bemerken.

»Nirgends gibt es schönere Tulipane als in der Türkei«, sagte er, um die Stille zu unterbrechen.

In diesem Moment blieb Beatrice unmittelbar neben ihnen stehen.

»Am schönsten sind die Tulpen in meinem Land«, sagte sie.

Bošković zuckte mit den Achseln.

Jedem sind die Blumen seiner Heimat schön, dachte er.

»Die Tulpe ist eine holländische Blume«, sagte sie und wollte zurückgehen zu den Kindern.

»Nein, gnädige Frau«, erhob jetzt der Jesuit die Stimme, »die Tulpe ist eine orientalische Blume.«

Beatrice blieb stehen und sah Bošković an.

»Das Wort Tulipan ist persisch und kommt von dem Worte Turban. Bevor die Tulpe erblüht, das wissen Sie selbst, gleicht sie einem Turban.

Bei den Türken heißt sie Lala, und so nennt man sie auch in meiner Heimat«.

»Die Türken geben viel auf Tulpen«, mischte sich der Botschafter vorsichtig ein, »die Epoche zu Beginn dieses Jahrhunderts bezeichnen sie sogar als ›Tulpen-epoche«, ganz Konstantinopel war damals verrückt nach den Tulpen, man wog die Zwiebeln mit lauterem Gold auf.«

Die Frau streifte ihn mit einem Blick: »Das war in Holland.«

»Genau, das hat es auch in Holland gegeben«, ergriff wieder Bošković das Wort, »aber hundert Jahre zuvor.

Es heißt, dass in Ihrer Heimat, gnädige Frau, damals für eine Zwiebel bis zu tausend Florin gezahlt wurden.

Das hat allerdings mit der Herkunft der Blume nichts zu tun.

Der liebe Gott hat es so eingerichtet, dass die Tulpe seit jeher im Orient blüht, nach Europa – und damit auch in Ihre Heimat – aber erst im sechzehnten Jahrhundert gekommen ist.

Die größten Verdienste darum hat sich ein interessanter Mann erworben – Augerius Gislenius Busbequius, der außereheliche Sohn eines französischen Adligen.

Zwei Jahrhunderte vor Ihrem verehrten Gatten war Busbequius Botschafter in Istanbul, im Dienste Ferdinands des Ersten.

Er war es, der die ersten Tulpenzwiebeln in Ihre Heimat sandte, aber das ist eine andere Geschichte.«

»Für uns wird es Zeit aufzubrechen«, warf Botschafter Porter, bereits ungeduldig geworden, ein, »und wir haben keine Zeit für lange Geschichten.

Es ist mir immer ein Vergnügen, Ihnen zuzuhören«, sagte er noch zu Bošković.

»Sicher ist es das«, setzte Beatrice hinzu, »schön ist es, etwas zu hören, was an die Heimat erinnert.«

Porter liebte auf Reisen keine langen Pausen.

Er hatte es eilig.

»Diese Reise ist ohnehin schon lang und schwer genug«, waren seine Worte, »ich werde sie nicht noch durch unnötige Ruhepausen verlängern.«

»Geruht wird nachts«, waren seine Worte.

Um die Wahrheit zu sagen, Porter hatte sich den Weg selber am schwersten gemacht.

Der Botschafter vertrug nämlich das Reisen zur See nicht.

Er litt an chronischer Seekrankheit, mit ausnehmend beschwerlichen Symptomen.

In der Jugend hatte er das verheimlichen können, er hatte Ausreden und Entschuldigungen erfunden, aber das wollte er jetzt nicht mehr.

Er war in die Jahre gekommen, wo ihm nicht mehr nach Lügen zu Mute war, er konnte sich auch gar nicht mehr vorstellen, den erniedrigenden Schwindel im Kopf, die unerträgliche Übelkeit und die widerlichen Brechanfälle ertragen zu müssen.

Ich nehme den Landweg, komme, was da wolle, hatte er entschieden.

Ein zusätzliches Problem indessen war der Krieg zwischen England und Österreich, dessentwegen Porter nicht auf dem üblichen und kürzeren Weg über Ungarn und Wien reisen konnte.

Er musste folglich die Route über Bulgarien, Moldawien und Polen wählen, und das mit Frau und zwei kleinen Kindern.

Gemeinsam mit ihnen reisten etliche andere Diplomaten sowie die griechische Amme Lili und die Dienerschaft.

Porter wusste, dass Bošković nach Petersburg wollte, und hatte ihn eingeladen, einen Teil der Reise mit ihnen gemeinsam zu machen.

Wir haben zwei große und einen kleinen Reisewagen sowie eine Extrakutsche für das Gepäck, es wird Ihnen nicht zu eng werden, hatte der Botschafter gesagt, und uns wird es ein Vergnügen sein, in Gesellschaft eines so gelehrten Mannes zu reisen.

Bošković hatte natürlich eingewilligt.

Der Jesuit war bereits seit sieben Monaten in Konstantinopel, und die hatten sich, wie er zu sagen pflegte, hingezogen wie sieben Jahre.

Nach Konstantinopel war er gekommen, um den Transit der Venus durch die Sonne zu beobachten, hatte sich auf der Reise aber ungeplant lange in Italien aufgehalten und dann den Durchgang in Venedig zu beobachten versucht.

Dort war es bewölkt gewesen, er hatte nichts gesehen und war darob ziemlich verärgert gewesen.

Der nächste Durchgang der Venus durch die Sonne würde erst in acht Jahren stattfinden, und bis dahin konnte man ebenso gut noch am Leben wie bereits tot sein.

Ironie war es jedenfalls, dass das sowohl für die Sonne als auch für die Venus ein kurzes Intervall war.

Die Pause nach diesem Zeitraum von acht Jahren würde länger sein als ein Jahrhundert.

In Venedig hatte sich Bošković nach Stambul eingeschifft.

Auf dieser Reise hatte er auch die Ruinen des alten Troja zu Gesicht bekommen.

In Istanbul war er erst im späten Herbst eingetroffen.

Kaum waren sie miteinander bekannt geworden, hatte Porter ihm erzählt, er habe den Transit von Is-

tanbul aus beobachtet, und die Sichtverhältnisse seien ausgezeichnet gewesen.

Bošković war in seinem Leben mit vielen Botschaftern zusammengetroffen, aber dieser Porter war liebenswürdig wie selten einer.

Er hätte sich indessen auch bereit gefunden, mit einem weniger liebenswürdigen Botschafter zu reisen.

Konstantinopel langweilte ihn, ihn zog es nach Russland, aber die Landstraßen waren selbst für Muslime unsicher, geschweige denn für katholische Ordensmänner.

Diplomatische Karawanen hatten eine Eskorte, und so war dies eine fast ideale Situation.

Erfreut war er auch über die bequeme Kutsche.

Schon in den ersten Tagen in Istanbul hatte er sich das Bein verstaucht und zwei Monate hindurch nur mit Mühe gehen können.

Das Bein hatte mit der Zeit aufgehört weh zu tun, außer wenn das Wetter umschlug.

Bošković war indessen die Angst überkommen, dass mit dem Bein etwas nicht in Ordnung sein könnte.

Er ging ohne Schwierigkeiten, aber er hatte Angst vor möglichen Schmerzen.

Als er in der Ferne wieder die Kutschen und Pferde sah, verlangsamte der Jesuit den Schritt.

Ich bin nahe, dachte er, jetzt kann ich auch langsam gehen.

Bald erblickte er Porter, der bereits sichtlich nervös war.

Auch Porter hatte ihn bemerkt.

»Beeilen Sie sich!«, rief er ihm zu, »es wird Zeit, wir stehen schon zu lange.«

Unwillig beschleunigte Bošković den Schritt wieder.

»Und? Haben Sie etwas Neues gesehen«, fragte Beatrice spitz, während sie in die Kutsche stieg, »kann ein so gelehrter Mann denn überhaupt noch etwas Neues kennenlernen?«

»Der Mensch lernt, solange er lebt«, entgegnete Bošković kurz.

Der Kutscher trieb die Pferde an, und der Wagen setzte sich unter dem Quietschen der Räder langsam in Bewegung.

Der Weg war eben, die Landschaft einförmig, und so wurde Bošković schläfrig.

In den letzten Jahren schlief er am frühen Nachmittag leichter ein als Nachts.

Er dachte an seine Kindheit in Dubrovnik und an die völlig leeren Straßen der Stadt zur Zeit der größten Mittagshitze, an die Siesta, wenn vermutlich nur die Kinder wach waren.

Für seine Mutter Pavica war der süßeste Schummer der nach dem Essen, gleich nach Mittag.

Selten schlief sie länger als eine Stunde, aber immer sagte sie, diese eine Stunde nach dem Mittag sei ihr lieber als fünf Stunden Schlaf nach Mitternacht.

Mutter schläft jetzt wohl auch, dachte Bošković.

Er rückte unruhig hin und her.

Er spürte ein Pulsieren im Oberschenkel.

Er wusste nicht, ob das einsetzende Schmerzen waren oder nur die Angst vor Schmerzen.

Er wusste, woher die Angst rührte.

An seinen Vater erinnerte er sich nur als an einen Unbeweglichen, aber an seine gelähmten Beine erinnerte er sich genau.

Ihm hatten die Beine nicht mehr weh getan, es war, als hätte er nie welche gehabt.

Selbst Schmerzen sind besser als Nichtexistenz, dachte Bošković.

Schmerz ist besser als Nichtexistenz, das klang bekannt, das hatte er irgendwo gelesen, er konnte sich nur nicht erinnern, wo.

Seine Augen waren bereits geschlossen.

Gedanken und Erinnerungen vermischten sich langsam und fast unmerklich mit dem Gewebe jener seichten Träume, die gar keine richtigen Träume sind, bei denen einem aber die ganze Zeit über bewusst ist, dass man sie nur träumt.

Da wechselten einander Bilder ab von vor einer halben Stunde mit solchen von vor dreißig Jahren, die Stimmen von Toten mit den Stimmen der Reisegefährten, die Gerüche des Adriatischen Meeres mit dem Geruch des Londoner Nebels.

Immer weniger Wirklichkeit war in Boškovićs Kopf, immer weniger Bewusstsein.

Die Struktur löste sich auf, die Logik des Traums trat ihre Herrschaft an.

Zeit und Ort verschwanden, und die Stimmen wurden immer dünner.

Er hörte nur noch Porters Flüstern, nur noch wenige Worte, nur: »Leise, Pater Bošković schläft«, bevor er tatsächlich eingeschlafen war.

## II

Am zehnten Juni, am späten Nachmittag, fast bei Sonnenuntergang, saß Ruder Bošković auf dem Markt von Skalikavak und sah aufspielenden Zigeunern zu.

Geplant war gewesen, erst am Abend in Skalikavak einzutreffen, aber da sie an diesem Tag nur sehr kurz gerastet hatten, nur zur Essenszeit, und Porter sie gleich wieder zur Eile angehalten hatte, hatten sie Skalikavak noch bei Tageslicht erreicht.

Mitten in der Ortschaft hatte sich eine Menschenmenge eingefunden.

Bošković war es gewöhnt, dass ihre Karawane die Aufmerksamkeit der Ortsbewohner weckte, aber ein solches Gedränge hatte es an den Plätzen, wo sie bisher zum Übernachten Halt gemacht hatten, noch nie gegeben.

Bald jedoch wurde ihm klar, dass alle diese Menschen nicht ihretwegen zusammengeströmt waren, sondern der Zigeuner wegen.

Die Atmosphäre war fast karnevalesk zu nennen.

Die Leute tranken, lachten, tanzten.

Die Zigeuner waren geschickte Musikanten.

Die lebhaft Melodie verführte auch Bošković dazu, mit dem nicht schmerzenden Bein ein wenig den Rhythmus mitzustampfen.

Am meisten indessen gefiel die Musik den Kindern.

Die kleine Anne Margaret fing ganz von selber an zu tanzen, und sogar der zweijährige Charles klatschte mit den Händchen dazu.

Bošković befand sich nur selten in Gesellschaft kleiner Kinder.

Ihn irritierten ihre Irrationalität, ihre Weinerlichkeit und Schwäche.

Deshalb war er auch selbst von der Wärme überrascht, die er in diesen zwanzig Tagen für Anne Margaret zu empfinden begonnen hatte.

Und die Zuneigung war anscheinend beiderseitig.

So wenig er ihrer Mutter gefallen mochte, so sehr gefiel er offenbar dem kleinen Mädchen.

Bošković war ihm natürlich zwei oder drei Mal noch in Istanbul begegnet, hatte ihm aber erst im Laufe der Reise seine Aufmerksamkeit zugewendet.

Richtiger müsste es eigentlich heißen: Das Mädchen hatte seine Aufmerksamkeit ihm zugewendet, und er hatte diese Aufmerksamkeit erwidert.

Eines Morgens in der Kutsche hatte die kleine Person Bošković lange ins Gesicht gesehen, und er hatte einen so klugen Blick nicht ignorieren können.

Er hatte sie angedet, ohne selbst zu wissen, was er erwartete, und die Kleine hatte verständiger geantwortet, als er es von einem vierjährigen Kind erwartet hätte.

Das Mädchen fragte ihn, woher er stamme, ob er Familie habe, ob er gern reise, und er ertappte sich dabei, wie er aufrichtiger und offener antwortete, als er das im Gespräch mit einer erwachsenen Person getan hätte.

In den folgenden Tagen verriet er ihr die Namen von Bäumen und Vögeln, sprach zu ihr von seiner Kindheit und von seinen Reisen, erzählte ihr Geschichten.

Jetzt sah er ihr zu, wie sie tanzte, und ein unbewusstes Lächeln spielte auf seinem Gesicht.

Weder habe ich Kinder, noch werde ich welche haben, dachte er, dies ist vielleicht das einzige Kind, dem ich etwas bedeute, auch wenn es nur für kurze Zeit ist.

Die Dämmerung senkte sich hernieder.

Es wurde Abend.

Die Menschen begannen langsam auseinanderzugehen.

Bald würde jemand von der Eskorte zu ihm treten, um ihn zu dem Haus zu geleiten, in dem er übernachtete.

Bošković blickte sich um.

Er hätte gern jemanden zu Skalikavak befragt, wenigstens nach den Grundgegebenheiten, wie viele Menschen hier lebten, wie viele davon Christen seien und wie viele Türken.

Eine Gestalt schälte sich aus dem Halbdunkel und sprach Bošković in makellosem Italienisch an.

Der Jesuit war überrascht, vor allem als er feststellte, dass es ein Zigeuner war, der da an ihn herangetreten war, ein stattlicher Alter mit langem Zausbart.

»Ich heiße Melchiades«, sagte er.

Bošković begann das Gespräch vorsichtig, taute dann aber rasch auf.

Melchiades konnte anscheinend mehrere Sprachen und war weiter in der Welt herumgekommen als Bošković, wenn er nicht schwindelte.

»In Skalikavak gibt es zweihundertfünfzig Häuser«, sagte er, »zweihundert bulgarische und fünfzig türkische.

Andernorts«, setzte er hinzu, »leben Bulgaren und Türken selten so harmonisch miteinander.

Hier heiraten sie sogar untereinander.

Auch uns Zigeunern kommen sie immer entgegen, wengleich ihnen nicht einfällt, sich mit uns zu vermischen oder uns in ihr Haus aufzunehmen«, meinte er noch unter verhaltenem Lachen.

Der Zigeuner verschwand grußlos einen Moment, bevor ein Bursche aus der Eskorte zu Bošković trat, um ihn zu einem kleineren, schönen Haus zu führen, in dem er übernachten würde.

Der Zigeuner hatte nicht gelogen, wie Bošković herausfand.

Sein Wirt war ein Bulgare, dessen Frau eine Türkin.

Das Haus war reinlich, das Abendessen reichhaltig, das Bett breit und weich.

Der Bulgare verstand Boškovićs Muttersprache, und auch Bošković verstand ihn.

Sie unterhielten sich kurz nach dem Abendessen.

Dann zog sich Bošković zur Ruhe zurück und schlief rasch ein.

Die folgenden zwei Tage war die Landschaft im Großen und Ganzen öde.

Sie kamen schneller voran als an den vorangegangenen Tagen, und Porter war sichtlich zufrieden.

Wären da nicht Frau und Kinder gewesen, hätte er wohl am liebsten nicht einmal Nachts gerastet.

Der Botschafter gehörte zu jener Art Menschen, die sich jede Art Ungemach und Hindernis vorstellen können.

Je länger der Weg, desto gefährlicher ist er auch, hatte er einmal gesagt.

Bošković hatte mit zwei Wörtern geantwortet: *festina lente*.

Des Botschafters Abneigung gegen Seereisen war Bošković weniger mit Seekrankheit zu erklären geneigt als vielmehr mit Porters Bedürfnis, alles unter Kontrolle zu haben.

Auf See muss der Mensch mehr als sonst wo auf Überraschungen gefasst sein, die aber liebte Botschafter Porter nun einmal gar nicht.

Der Mann ist vielleicht ein idealer Diplomat, dachte Bošković, aber ein idealer Reisegefährte ist er nicht.

Als sie am dreizehnten Juni am frühen Nachmittag in

Jenibazar eintrafen, gelang es ihnen nur mit Müh und Not, Porter dazu zu bewegen, in diesem Ort zu bleiben und sich bis zum Morgen auszuruhen.

Es sind noch sechs, sieben Stunden bis zum Dunkelwerden, sagte er.

Aber er konnte die Tatsache nicht ignorieren, dass sie schon zwei Nächte nicht in Betten geschlafen hatten.

Genau genommen war es Beatrice, die er nicht abweisen konnte.

Trotz aller Missstimmigkeiten zwischen ihnen war Bošković ihr dieses Mal dankbar.

Es waren ganz persönliche Gründe, deretwegen er gern in dieser Stadt übernachtet hätte.

Bei den Türken hieß die Stadt Jenibazar, die Bulgaren nannten sie Novi Pazar.

Ein anderes Novi Pazar, ein Namensvetter, eine größere Stadt weiter im Westen, eine Stadt näher an seinem heimischen Dubrovnik, spielte in der Familiengeschichte der Boškovići eine Rolle.

Den größten Teil seines Vermögens hatte Boškovićs Vater gerade in jenem Novi Pazar erworben.

Dort hatte er jahrelang gelebt, die Stadt war für die Dubrovniker Kaufleute von Bedeutung.

Aber wäre sein Vater länger in Novi Pazar geblieben, hätte er nie seine Mutter geheiratet, wäre er nie geboren worden und hätte nie existiert.

Bošković wusste, dass er ein Sohn des Feuers war.

Novi Pazar war in einem der Kriege zwischen Türken und Österreichern niedergebrannt worden, und sein Vater hatte damals beschlossen, nach Dubrovnik zurückzukehren.

Gleich nach der Rückkehr hatte er geheiratet.

Seine Frau gebar ihm sechs Söhne, er war der jüngste, der jüngste Sohn des Feuers – wie in einem Märchen.

Dieses Novi Pazar hier war nicht jenes Novi Pazar, das wusste er, aber auch sein Name war ein Zeichen.

In Jenibazar, in Novi Pazar, gebe es an die dreihundert Häuser: auf ein bulgarisches kamen fünf türkische.

Es gab auch etliche walachische Häuser, und es traf sich, dass Bošković die Nacht gerade in einem von ihnen verbringen sollte.

Dieses Mal nützten ihm die slawischen Wörter aus seiner Kindheit nichts, die Sprache seiner Wirtsleute ähnelte mehr dem Italienischen und Französischen.

Das Gespräch mit dem Wirt war mühsam, wenngleich sie sich verständigen konnten.

Der Mann bezeichnete sich als Christ, wusste sich allerdings nicht zu bekreuzigen, geschweige denn das Pater Noster aufzusagen. Er war der Schrift unkundig, dafür aber ausnehmend arrogant.

Auf den gelehrten Jesuiten sah er offensichtlich von oben herab, besonders als ihn Bošković fragte, auf welche Weise er denn seinen Glauben lebe.

Mich wird dieser römische Müßiggänger den Glauben lehren, mich, der ich ihn unter den Türken bewahre, so dachte Boškovićs Gastgeber oder erweckte zumindest den Eindruck.

Den ganzen nächsten Tag fuhren sie wieder, ohne eine richtige Rast einzulegen.

Porter schien die Zeit aufholen zu wollen, die er für verloren ansah.

Bošković begann in seinem Sueton zu lesen.

*De Vita Caesarum* zählte seit jeher zu seiner Lieblingslektüre.

Er genoss es, wenn er Bücher lesen konnte, die ihn wie ein Wirbel in ihre Welt hineinzogen.

An diesem Junitag waren Julius Cäsar, Augustus Octavian und Tiberius für ihn lebendiger als Botschafter James Porter, dessen Frau Beatrice und beider Kinder zusammen.

Als sie in der Abenddämmerung des folgenden Tages in ein Dorf kamen, wo sie übernachten sollten, wich Bošković sogar von seiner bisherigen Routine ab.

Er suchte sich keinen Gesprächspartner, er erkundigte sich nicht nach dem Ort, sondern wartete ruhig darauf, zu einem Haus zum Nachtlager geführt zu werden.

Und es stellte sich heraus, dass sein Gastgeber für diese Nacht der Dorfpope sein würde, ein Rechtgläubiger also.

Mit slawischen Wörtern konnten sie sich leicht verständigen.

Plötzlich wechselte Bošković unwillkürlich ins Lateinische.

Der Priester sah ihn verständnislos an, und der Jesuit begriff, dass sein Gesprächspartner kein einziges Wort verstanden hatte.

Er zog das Buch von Sueton hervor und hielt es ihm hin.

Sein Wirt, Todor war sein Name, blätterte mit fettigen Fingern ein paar Seiten um und zuckte nur mit den Achseln.

Die Frage ist, ob er überhaupt lesen kann, dachte Bošković.

Dann begann ihn der Mann über Rom auszufragen, was für eine Stadt das sei, ob es dort Popen, ja, ob es dort überhaupt getauftes Kirchenvolk gebe.

Bošković mochte es nicht glauben, er dachte sogar, sein Wirt wolle auf seltsame Weise Scherz mit ihm treiben.

Aber auch das war nicht der Höhepunkt.

Nachdem sie ein wenig Wein getrunken hatten, neigte sich Todor zu Bošković vor und fragte ihn flüsternd, wofür er denn die Strafe bekommen habe.

»Welche Strafe«, fragte der Jesuit verwirrt.

»Du trägst keinen Bart, auch dieser Engländer trägt keinen Bart«, sagte er mit kaum hörbarer Stimme, »ihr müsst ein schreckliches Verbrechen begangen haben.«

Jetzt versuchte Bošković ihn des Langen und Breiten davon zu überzeugen, dass er und der Botschafter sich den Bart aus freien Stücken schoren, dass es ganz so sei, wie in Rom, London und Paris üblich, aber der andere schenkte ihm sichtlich keinen Glauben.

Spät in der Nacht trennten sie sich, um schlafen zu gehen, aber Todor schüttelte noch immer den Kopf, anscheinend fest überzeugt, dass der Fremde ein ernstes Verbrechen vor ihm verheimlichte, höchstwahrscheinlich eine Verschwörung.

Am nächsten Morgen brachen sie auf Richtung Baltischik.

»Wenn wir keine Zeit verlieren«, sagte Porter, »können wir in drei Tagen dort sein.«

Keine Zeit verlieren bedeutete für Porter, ohne zu rasten weiterzufahren, solange es noch das geringste Tageslicht gab.

Es war Mitte Juni, die längsten Tage im Jahr.

Meist war Bošković mit Lesen beschäftigt.

Die Zeit verging zu langsam.

»Wissen Sie«, sagte er zum Botschafter, »erst jetzt geht mir auf, was die Leute in meiner Heimat, wenn sie von einer langen Zeitspanne sprechen, eigentlich meinen mit – ein Sommervormittag.«

Porter lächelte säuerlich.

Als sie Baltschik erreichten, sollte das Ungemach aber erst beginnen.

In Baltschik waren, im Unterschied zu anderen Städtchen, durch die sie ihre Reise geführt hatte, der bulgarische und der türkische Teil der Ortschaft physisch voneinander getrennt, fast wie zwei selbständige Nachbarorte.

Sie machten im bulgarischen Teil Halt.

Man versicherte ihnen, dass es keinen Anlass zur Sorge gebe: Bei ihnen sei, sagten sie, alles in Ordnung, es bestehe aber der Verdacht, dass bei den Türken die Pest ausgebrochen sei.

Mehrere Leute seien innerhalb weniger Tage unerwartet gestorben.

Porter wollte nichts riskieren.

»Wir brauchen die Ruhepause«, sagte er, »aber Sicherheit ist wichtiger als Bequemlichkeit.«

Sie schlugen das Lager auf einer Wiese auf, unter Zelten.

Porter und Beatrice, die Kinder, die Amme und die Begleitung beschlossen, es sich wohl sein zu lassen, wie auf einem Ausflug.

Als würde dort vorn nicht die Pest lauern, als wären sie nicht mitten im wilden Osten, als wären sie in einer Seenlandschaft in England, so benahmen sie sich.

Alles vor ihren Augen war grün und blau, die Sonne schien wie im Märchen.

Aber Bošković machte sich Sorgen, Bošković nörgelte, Bošković las.

Ihm fehlte das Dach über dem Kopf, das Bett, ein Minimum an Komfort.

Er hatte sich auf die Rast in Baltschik gefreut, einem Städtchen, über dessen Schönheit schon Ovid geschrie-

ben hat, ein Dichter, der von dem Kaiser aus seinem Buch in den Osten verbannt worden war.

Statt Rast und Stadtpaziergang Mummenschanz unter heiterem Himmel.

Jetzt störte ihn Porters Gelassenheit, mehr als seine sonstige übergroße Eile.

Ihn störten auch die Scherze, ihn störte das Lachen.

Gleich nach den Kindern zog auch er sich zur Ruhe zurück, während die anderen noch am Feuer Karten spielten.

Lange konnte er nicht einschlafen.

Am nächsten Morgen weckten ihn die Kinder.

Die kleine Anne Margaret berührte ihn mit einer Gerte und lachte.

Er kam hoch, verwirrt und im Halbschlaf, und stieß geradewegs auf Beatrice, und die brach lauthals in Lachen aus, als wäre sie in einem Vaudeville.

Missmutig fragte er Porter, ob sie heute weiterreisen oder ob er zusätzlich Zeit verlieren wolle.

»Wir brechen gleich nach dem Frühstück auf«, erklärte Porter, »aber wieso haben Sie es denn plötzlich so eilig?«

In der Kutsche machte Porter den Versuch, ihn in bessere Laune zu versetzen.

Er erzählte ausführlich von sonderlichsten Begebenheiten in seiner fünfzehnjährigen Tätigkeit als Konsul.

Einige dieser Geschichten hatte Bošković schon früher gehört, aber Porter war ein geistreicher Mann, der geborene Erzähler, und so war es angenehm, auch von bekannten Dingen zu hören.

»Wir haben ganz Bulgarien durchquert, Pater«, sagte er, »wenige Europäer haben das getan.

Morgen werden wir, denke ich, an der Donau sein.«

Noch in der Nacht kam Wind auf.

Bošković wurde oft wach.

Am nächsten Tag erwartete er ununterbrochen, das Rauschen des großen Stromes zu hören.

Der Wind indessen ließ die Pferde langsamer traben, und Bošković vermeinte alle Augenblick beim Heulen des Windes den Fluss zu hören.

Kurz nach Mittag schien der Wind nachzulassen.

Jetzt war aus der Ferne ein mächtiges Brausen zu vernehmen, das nicht dem Wind glich.

»Wir sind ganz nahe«, sagte Porter, »man hört die Donau schon.

Die Walachei ist gleich über dem Strom«, erklärte er, »und dahinter liegt Moldawien, dorthin reisen wir.«

»Moldawien«, sagte Bošković halblaut.

Da war er nun durch ganz Bulgarien gereist, doch das Wort Bulgarien hatte ihm nie mystisch geklungen, auch früher nicht.

Auch in der Walachei war er zuvor nie gewesen, doch selbst bei ihr hatte er nicht das Gefühl, etwas Unbekanntes zu betreten.

Aber Moldawien, Moldawien war etwas anderes.

Das klang wie ein Land aus einer Sage, einer Legende, aus Knabenträumen.

Das klang wie ein Land aus einem Buche, nicht wie ein wirkliches Land.

Ich reise nach Moldawien, dachte Bošković, und sein Herz schien schneller zu pochen.

Wegen der Schönheit vielleicht, oder vor Angst? Die Donau war trüb, die Luft nebelig grau, das andere Ufer war nicht zu sehen.